

S . E . H A R M O N

SPUKEN FÜR PROFIS

EIN FALL FÜR RAIN CHRISTIANSEN 3

Aus dem Amerikanischen von Stefanie Kersten



SECONDCHANCES

Über das Buch

Unstillbare Neugier kann tödlich sein.

Rain Christiansen, Cold-Case-Detective und Medium wider Willen, ist sich dieser Tatsache sehr bewusst. Doch als der berüchtigte Serienmörder Thomas Kane ein Treffen wünscht, kann Rain nicht widerstehen. Kanes Angebot: Findet Rain seine verschwundene Frau Delilah, wird Kane ihm verraten, wo er seine Opfer vergraben hat.

Natürlich lässt sich Rain auf den Handel ein, denn einen guten Deal hat er noch nie abgelehnt.

Die Jagd nach Kanes Frau führt zu einem weiteren ungeklärten Fall, drei Nachahmungsmorden und einer Untersuchung, bei der nichts so ist, wie es scheint. Schon bald hat Rain es mit einem Geist zu tun, der zu Dingen fähig ist, die jede Vorstellungskraft sprengen. Wie soll Rain etwas kontrollieren, das er nicht einmal versteht? Noch dazu, wenn das Unbekannte die Sicherheit der wichtigsten Person in seinem Leben bedroht ...

Über die Autorin

S. E. Harmons stürmische Liebe zum Schreiben dauert bereits ein Leben lang an. Der Weg zu einem guten Buch ist jedoch steinig, weshalb sie ihre Leidenschaft schon mehrere Male aufgeben wollte. Letztendlich hat die Muse sie aber immer wieder an den Schreibtisch zurückgeholt. S. E. Harmon lebt seit ihrer Geburt in Florida, hat einen Bachelor of Arts und einen Master in Fine Arts. Früher hat sie ihre Zeit mit Bewerbungsunterlagen für Bildungszuschüsse verbracht. Inzwischen schreibt und liest sie in jeder freien Minute Liebesromane. Als Betaleser hat sie derzeit ihren neugierigen American Eskimo Dog auserkoren, der sich bereitwillig ihre Romane vorlesen lässt, vorausgesetzt, die Bezahlung in Form von Hundekexen stimmt.

Die englische Ausgabe erschien 2020 unter dem Titel »Spooky Business«.

Deutsche Erstausgabe Januar 2022

© der Originalausgabe 2020: S.E. Harmon
© Verlagsrechte für die deutschsprachige Ausgabe 2022:
Second Chances Verlag, Inh. Jeannette Bauroth,
Eisenbahnweg 5, 98587 Steinbach-Hallenberg

Alle Rechte, einschließlich des Rechts zur vollständigen oder auszugsweisen Wiedergabe
in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Alle handelnden Personen sind frei erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden oder
verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Umschlaggestaltung: Frauke Spanuth, Croco Designs
unter Verwendung von Motiven von Peter Kim, ardasavasciogullari, DesiDrew Photography, Wirestock,
alle stock.adobe.com

Lektorat: Judith Zimmer
Korrektur: Andrea Groh
Satz & Layout: Second Chances Verlag

ISBN: 978-3-948457-92-1

www.second-chances-verlag.de

Für meinen Neffen. Ich hoffe, dass du dein Leben lang Flugzeuge am Himmel entdecken wirst. Du bist noch in einem Alter, in dem du die ganze Welt mit großen Augen staunend betrachtest. Vielleicht sollten wir uns alle an dir ein Beispiel nehmen. Aber dein Lieblingsbuch lese ich dir trotzdem nicht noch einmal vor. Keine Chance.

KAPITEL 1

»Den Willigen führt das Schicksal, den Unwilligen zerrt es dahin.«

– Seneca

Der große Zeiger meiner Armbanduhr kroch – und ich meine wirklich *kroch* – schleppend langsam über die Zwei hinweg. Seit meiner Ankunft hier hatte ich drei Dinge gelernt: Erstens, Gespräche mit Serienkillern machten keinen Spaß. Dem würde wohl kaum einer widersprechen, also konnten wir diese Arbeitshypothese als bewiesen ansehen. Zweitens: Thomas Kane hatte zwar um einen Besuch von mir gebeten, aber er hegte ganz offensichtlich keinerlei Absichten, mir noch in diesem Leben zu erzählen, wo er seine Opfer begraben hatte. Und drittens und am wichtigsten von allem: Wenn ich Alford Graycie, meinem Ex-Chef beim FBI, nie wieder einen Gefallen tat, war es immer noch zu früh. Mindestens.

Zugegebenermaßen hatte ich nicht lange nachgedacht, als Graycie mir gesagt hatte, dass ein berühmter Serienkiller mit mir sprechen wollte – ich hatte mehr oder weniger nur gefragt, wann. Ich war Polizist und ehemaliger Profiler, was bedeutete, dass ich an notorischer Neugierde litt, die mich vermutlich irgendwann gefesselt auf einem Stuhl enden ließ, während ein Irrer eine Knarre auf mich richtete. Oh, Moment, das war ja bereits passiert.

Der Geist, der in einer Ecke stand, half mir auch nicht wirklich weiter. Ob ich sie mitgebracht hatte oder sie schon vorher hier im Raum gewesen war, wusste ich nicht. Sie hatte die Arme vor der Brust verschränkt und starrte Kane unverwandt an. Jetzt, wo ich sie mir noch einmal genauer anschaute, fiel mir auf, dass sie Bee Williams, einem von Kanes Opfern, ziemlich ähnlich sah.

Bee war blond, schlank und groß, gekleidet in einen Rock aus fließendem Stoff mit Paisley-Muster und eine lavendelfarbene Bluse. An beiden Handgelenken trug sie mehrere schmale Kettchen, und der Zitrusduft, der von ihr ausging, war angenehm frisch. Anders als der beißende Gestank nach Zigaretten, den Kane verbreitete. Mir war noch nicht klar, was sie wollte, aber ich wusste, dass sie mir ihre Forderungen eher früher als später antragen würde. Das taten sie alle.

Zum ersten Mal in Kanes Leben gab es kein Angebot für ihn. Keinen Deal, den er

eingehen könnte. Sein allerletztes Gnadengesuch war abgelehnt worden. Der Mann hatte sich selbst zum Richter und zum Henker für seine Opfer gemacht, und nun war er an der Reihe mit Sterben. Also was zum Teufel wollte er von mir?

Ich räusperte mich. »Ich würde gerne mit Ihnen über Ihre vermisste Ehefrau sprechen.«

»Warum?« In Kanes Augen trat ein gefährliches Funkeln.

»Delilah Rose ist ein wichtiger Teil Ihrer Geschichte, oder?« Ich wollte das vorsichtig angehen, aber auch vorankommen. »Ihr erstes Opfer verschwand sechs Monate nach Ihrer Hochzeit. Abby Stockton, 1976.«

»Wer?«, fragte er grinsend.

»Abigail Stockton. Man hat das Halsband ihres Hundes in Ihrem Uhrenkästchen gefunden.«

Das rote Halsband mit dem herzförmigen Anhänger war zerrissen gewesen. Abbys Kontaktinformationen hatten auf einer Seite gestanden, der Name *Buddy* auf der anderen. Die Mutter der jungen Frau hatte das Halsband sofort zuordnen können, und einen Monat später war Abbys Golden Retriever in einem Tierheim zwei Städte weiter gefunden worden.

»Ich habe es Ihnen doch schon gesagt. Sie haben keine Namen mehr.« Kane lächelte breit. »Sie sind jetzt nur noch Rosen.«

Er blies eine Rauchwolke in meine Richtung, aber ich blinzelte nicht einmal. Zwei Stunden nach meiner Ankunft hatten wir beschlossen, dass uns das Rauchverbot im Gebäude egal war. Kane hatte sich effizient durch das komplette Päckchen gearbeitet und dabei jeden einzelnen der Stummel in seine leere Coladose gestopft. Inzwischen fragte ich mich ernsthaft, ob er mir irgendetwas erzählen würde, was das Krebsrisiko rechtfertigte.

Kane musterte mich durch die Rauchwolke. »Sie denken, dass ich meine Frau umgebracht habe, oder?«

Wenn ich jetzt die Augen verdrehe, bringt mich das wahrscheinlich nicht weiter.

Gracye hatte mir eine Akte über Kane zusammengestellt, aber ich kannte seinen Fall ohnehin bereits in- und auswendig. Sein Modus Operandi hatte darin bestanden, an Bushaltestellen und einsamen Landstraßen Frauen aufzugabeln mit dem Angebot, sie zu ihrem Ziel mitzunehmen. Fast zwanzig Jahre lang war er niemandem aufgefallen – und dann kam Cindy May Weatherby. Kane hatte auch ihr eine Mitfahrgelegenheit offeriert, ohne zu ahnen, dass sie einen Stalker hatte. Ihr

widerwärtiger, aber zum Glück besorgter Ex hatte Kanes Nummernschild der Polizei gemeldet, die anschließend die restlichen Puzzlestücke zusammenfügte.

Cindy May Weatherby war nie wieder aufgetaucht, doch eine Strähne ihres Haars und ihren Führerschein hatte man in Kanes Schrank gefunden. Alle seine Trophäen hatte er sorgfältig in einem alten Uhrenkästchen aufbewahrt. Andere Gegenstände darin konnten sieben weiteren vermissten Frauen zugeordnet werden: eine alte Visitenkarte, zwei Führerscheine, einzelne Schmuckstücke und Fotos. Wir vermuteten, dass seine Frau Delilah Rose, die Anfang der Achtziger verschwunden war, Opfer Nummer neun darstellte. Die Angehörigen hatten jeweils eine Woche nach dem Verschwinden der Frauen ein Dutzend Rosen erhalten, wahrscheinlich von Kane. Die Leichen waren nie gefunden worden.

»Wenn die Frau eines Serienmörders abhandenkommt, zieht man gerne mal gewisse Schlüsse.« Innerlich ermahnte ich mich zu ein wenig mehr Taktgefühl. »Sind Sie denn anderer Meinung?«

»Spielt das eine Rolle?«

»Ja.«

Kane starrte mich weiter mit einem unlesbaren Ausdruck in den Augen an, die wie polierte Smaragde wirkten. Seine Haut wies nur wenige Falten auf, und seine von Grau durchzogenen, schwarzen Haare waren trotz seiner fast siebzig Jahre nach wie vor voll und lockig. Für sein Alter sah er wirklich gut aus, und das wusste er auch. Während seiner Zeit im Gefängnis hatte sein ohnehin bulliger Körperbau noch einiges an Muskelmasse zugelegt. Echt schlau, Männern ohne Perspektive, die nichts außer ihren Händen besaßen, endlich die Möglichkeit zu geben, an ihrem perfekten Beachbody zu arbeiten.

Ihm musste gefallen, was er in meinem Gesichtsausdruck sah, denn seine Schultern entspannten sich sichtbar. »Ich habe Delilah nicht umgebracht.«

»Was wissen Sie über die anderen drei Frauen, die entlang der Route 10 verschwunden sind? Das FBI ist der Meinung, dass man die auch Ihnen zuschreiben sollte.«

»Ach ja? Und was glauben Sie?«

»Ich glaube, dass die Vorgehensweise perfekt war. Die Familien der drei Frauen haben jeweils ein Dutzend Rosen bekommen, sieben Tage nach dem Verschwinden. Ich glaube, das sieht nicht gut für Sie aus.«

»Und ich glaube, dass Sie unrecht haben. Wie immer.« Eine weitere Rauchwolke

machte sich auf den Weg zu mir, und ich presste die Lippen zusammen, um nicht zu husten. »Es gibt nur acht Rosen.«

»Aber zwölf ist eine wichtige Zahl für Sie. Und Rosen bekommt man für gewöhnlich im Dutzend.« Ich hielt kurz inne. »Leugnen Sie, dass Sie versucht haben, eine menschliche Kunstinstallation aus zwölf Rosen zu kreieren?«

»Nein, tue ich nicht.«

»Meine Rechenkenntnisse sind vielleicht ein bisschen eingerostet, aber wenn man zu den acht, die Sie zugegeben haben, die drei von der Route 10 dazuzählt, kommt man auf elf. Mit Delilah zwölf.«

»Sie haben absolut richtig gerechnet, aber offenbar haben Sie etwas an den Ohren, Junge.« Sein Tonfall war scharf. »Ich habe Delilah Rose nicht getötet.«

»Wo ist sie dann?«

»Wissen Sie was? Ich denke, wir sind hier fertig.« Kane warf die zusammengeknüllte Zigarettverpackung quer über den Tisch, sodass sie auf meinem iPad landete. »Keine Zigaretten mehr und auch keine Gespräche.«

»Sie sollten besser auf sich aufpassen. Die Dinger können Sie umbringen.« Ich warf die Verpackung zurück in seine Richtung, um ihn wissen zu lassen, dass er mir mit solchem Müll nicht kommen brauchte – weder wörtlich noch im übertragenen Sinn. »Vorher.«

Das ließ sein Grinsen verblassen. So was passierte beim Gedanken an die eigene, bevorstehende Hinrichtung schon mal. Bee lachte in ihrer Ecke überrascht auf. »Lassen Sie sich von seiner vorgetäuschten Ruhe nicht auf die falsche Fährte locken«, meinte sie. »Daran wird er eine Weile zu knabbern haben.«

Ich schenkte ihr ein kurzes Lächeln, was Kanes Aufmerksamkeit nicht entging.

»Lächeln Sie gerne leere Ecken an, Doc?«

»Ich mag viele Dinge. Wie mit kooperativen Gefangenen zu sprechen.«

»Sie ist es, nicht wahr?«

»Wer?«

»Ich habe Sie aus zwei Gründen hierherbringen lassen, und sie ist einer davon.« Sein Gesichtsausdruck wurde wieder verschlossener. »Ich will, dass sie mich in Ruhe lässt.«

»Keine Ahnung, wovon Sie da reden.«

»Ich habe die Artikel gelesen und meine Hausaufgaben gemacht. Wenn Sie wollen, dass ich Ihnen irgendetwas erzähle, dann bringen Sie sie dazu, damit

aufzuhören.«

In Bees Richtung zu schauen, wagte ich nicht, aber ich hörte sie kichern. »Womit aufzuhören?«

»Mit den Geräuschen. Dem Stöhnen. Dem unheimlichen Pfeifen. Mich im Zellengang zum Stolpern zu bringen. Die Kratzer auf meiner Haut.« Während er seine Probleme aufzählte, wurde er zunehmend unruhig. »Ich will, dass sie aufhört, mich heimzusuchen.«

»Sie bringen zwölf Menschen um, und eine von ihnen ist nachtragend«, entgegnete ich kalt. »Das ist ja ungeheuerlich.«

»Acht«, fuhr Kane mich an. »Haben Sie schon mal was von einem Nachahmungstäter gehört?«

»Haben Sie schon mal etwas von Therapie gehört?« Die Erwiderung rutschte mir heraus, bevor ich es verhindern konnte. Ich unterdrückte ein Seufzen. Das kam dabei raus, wenn man vier Stunden lang mit einem Serienkiller Spielchen spielte.

Kane starrte mich so lange an, dass ich ein bisschen kribbelig wurde, neigte dann aber den Kopf zur Seite. »Sie haben keine Angst vor mir, oder?«

Ich mache mir gleich in die Hose. »Sollte ich das denn?«

»Ja«, antwortete er schlicht.

Ich achtete darauf, meinen Tonfall gelassen zu halten. »Tut mir leid, Sie zu enttäuschen.«

Er lächelte humorlos. »Sie hätten eine faszinierende Ergänzung meiner Sammlung abgegeben.«

Deine Tage als Sammler sind vorbei, Kane. Ich hielt seinem Blick eisern stand und ignorierte dabei die Gänsehaut, die ich bekam. »Sie sagten, dass Sie mich aus zwei Gründen angefordert haben. Was ist der andere?«

»Ich will, dass Sie herausfinden, was mit meiner Frau passiert ist.« Die Skepsis war mir offenbar anzusehen, denn er schnaubte frustriert. »Ich habe sie nicht umgebracht.«

»Aber Sie wollten es.«

Er schwieg kurz, doch die Antwort stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Sie finden heraus, was ihr zugestoßen ist, und sorgen dafür, dass die Heimsuchung aufhört, dann erzähle ich Ihnen alles, was Sie wissen wollen.«

»Sie sagen mir, wo die Leichen vergraben sind?«

»Ja.«

»Und wie und warum Sie das jeweilige Opfer ausgesucht haben?«

»Ich kann auch gerne warten, bis Sie den Ausdruck ›alles, was Sie wissen wollen‹ im Lexikon nachgeschlagen haben.« Er verschränkte die muskulösen Arme vor der Brust. »Ich muss aufs Klo.«

»Danke für die Information über Ihre körperlichen Bedürfnisse«, erwiderte ich trocken. »Ich hole jemanden vom Wachpersonal.«

Ich würde ja gerne behaupten, dass ich würdevoll aufstand, aber in Wahrheit stieß ich beinahe meinen Stuhl um, so erleichtert war ich. Eine Pause hätte ich schon vor zwei Stunden gebraucht, doch ich konnte mir nicht die Blöße geben, sie vorzuschlagen. Macht war für Häftlinge ein wichtiger Faktor, weil alles am Gefängnis darauf ausgelegt war, ihnen zu zeigen, dass sie selbst keine besaßen.

Ich klopfte kräftig gegen das Fenster in der Tür. Nichts. Also zwang ich mich, weitere zwanzig Sekunden zu warten, bevor ich noch einmal klopfte. Wahrscheinlich ließen sie sich heute einfach ein bisschen mehr Zeit. Vielleicht hatte jemand seinen Schlüsselbund fallen lassen. Sich den Knöchel verstaucht. Oder war in einen Aufzugschacht gefallen.

Warum brauchen die denn so lange?

Jeder Muskel in meinem Körper spannte sich an, als ich mich noch einmal an der Tür bemerkbar machte. Angst würde ich auf keinen Fall zeigen – genau das wollte Kane ja. Er mochte es, Menschen nervös zu machen und unberechenbar zu sein. Für ihn ging es nicht nur darum, einen Spieß umzudrehen, er benutzte ihn auch gleich, um sein Gegenüber damit zu erstechen.

Die Kette an seinen Fußgelenken schabte klappernd über den Fußboden, was mich reflexartig die Schultern hochziehen ließ. Hastig fuhr ich herum, und dabei war es mir vollkommen egal, wie ich auf Kane wirkte.

»Entspannen Sie sich«, meinte dieser, während er sich erhob und genüsslich streckte. »Brenda hat heute Geburtstag. Wahrscheinlich sind alle im Pausenraum, um ihr zu gratulieren.«

Wer auch immer Brenda war. Entzückend. Nun war ich allein und unbeobachtet in einem Raum mit einem Serienkiller mit Händen so groß wie Gartenschaufeln. Würde das nicht eine schöne Aufschrift auf meinem Grabstein abgeben? *Hier liegt Rain Christiansen, geopfert für billigen Supermarktkuchen.*

»Dann werden wir wohl warten müssen«, meinte ich gelassen. »Wir sollten uns wieder setzen.«

Aber ich setzte mich nicht.

Kane machte eine kleine Kopfbewegung, die irgendwie an einen Löwen aus einer Tierdoku erinnerte, der seine Beute witterte. Er lachte leise, mehr zu sich selbst.
»Wenn ich jetzt ausrasten würde, würden Sie ganz schön in Schwierigkeiten stecken.«

»Tatsächlich?«

»Ich denke schon. Keine Waffe, kein Pfefferspray. Nur wir.« Er umrundete den Tisch und kam mir noch näher, doch ich wich keinen Millimeter zurück. Am liebsten hätte ich ihm gesagt, dass er mich zufriedenlassen sollte, aber bei einem Mann wie Kane würde das die Situation womöglich eskalieren lassen.

Sein Atem stank nach Zigaretten. Er überragte meine eins achtzig locker um einen Kopf. Eigentlich mehr eins achtundsiebzig, wenn man es genau nehmen wollte. Ich schluckte hart. Kane sah nicht aus, als würden ihn die zwei Zentimeter interessieren.

»Ich könnte Ihnen jetzt einfach so den hübschen Kopf vom Körper reißen und ihn da drüben auf den Tisch legen, damit er das Erste ist, was die Wache sieht, wenn sie hereinkommt.« Kane lächelte. »Glauben Sie, Sie könnten mich aufhalten?«

Nur, wenn sich mein iPad in einen Revolver verwandelte. Gab es dafür eine App? *Reiß dich zusammen, Christiansen*. Ich wusste, wie Kanes verdrehte Gedankengänge funktionierten, und das verschaffte mir einen Vorteil. Mein Verstand war die einzige Waffe, die ich brauchte. Auch wenn ich die Glock, die sicher verstaut im Handschuhfach meines Autos lag, gerade nicht ablehnen würde.

»Haben Sie so Ihre Opfer eingeschüchtert?«, wollte ich wissen. »Das Bedürfnis nach Macht stammt vermutlich aus Ihrer Kindheit. Ihr Vater hat Sie misshandelt, und Ihre Mutter war nicht viel besser. Wahrscheinlich haben Sie sich gut dabei gefühlt, einmal im Leben absolute Kontrolle zu besitzen.«

Kane stand immer noch viel zu dicht vor mir, aber etwas am Ausdruck in seinen Augen veränderte sich. Als ich fortfuhr, klang meine Stimme weiterhin sehr ruhig und emotionslos. »Aber es erfordert nicht viel Mut oder Geschick, jemanden zu bedrohen, der einem körperlich unterlegen ist, nicht wahr?«

Er starrte mich finster an. »Ich hätte es locker mit einem Kerl aufnehmen können, der doppelt so groß ist wie Sie.«

»Ja, aber das haben Sie nicht.« Ich musterte ihn kühl. »Ihre bevorzugten Opfer waren eins sechzig groß und wogen kaum sechzig Kilo. Ich bin deutlich größer und schwerer. Egal, welches Szenario Sie sich da gerade in Ihrer Fantasie zusammenspinnen: So wird das hier nicht laufen.«

»Ach nein?«

»Nein.« Ich machte einen Schritt nach vorne und überwand so den letzten Abstand zwischen uns. »Deswegen wäre es besser, wenn Sie sich jetzt hinsetzen und auf das Wachpersonal warten.«

Ich konnte nur hoffen, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte und nicht gleich meine ausgeschlagenen Zähne vom Boden aufsammeln durfte. Keine Ahnung, wie lange ich ihn aufhalten könnte. Die Sparringsdummies im Fitnessstudio des Polizeireviers hielten mich sicher für ein Tier im Ring, aber ich bezweifelte, dass Kane einfach nur mit ausgebreiteten Armen dastehen und zulassen würde, dass ich ihn als Piñata benutzte. Ganz schön unhöflich von ihm.

»Niemand nimmt mir meine Macht«, murmelte Kane schließlich und wich schlurfend ein paar Schritte zurück. Er machte zwar keine Anstalten, sich zu setzen, aber ich atmete trotzdem vorerst erleichtert auf. »Und ich will jetzt nicht darüber reden.«

»Das ist in Ordnung«, entgegnete ich gelassen. »Versuchen wir es nach der Toilettenpause noch einmal.«

Ich blieb mit dem Rücken an die Tür gelehnt stehen und ließ ihn keine Sekunde lang aus den Augen. Möglicherweise hatte mir das eben etwas Respekt verschafft, aber ich war schließlich nicht dumm. Erst ein paar Minuten später wurde das schwere, mechanische Schloss entriegelt.

Den beiden Wachleuten, die hereineilten, warf ich nur einen giftigen Blick zu. Ihre Namen kannte ich nicht, aber Officer »Wo zum Henker warst du« und Officer »Wegen dir wäre ich fast gestorben« klang doch ganz passend. Und hatte der eine etwa Zuckerguss im Mundwinkel kleben?

»Setzen«, wies der Blonde den widerstrebenden Kane an und drückte ihn zurück auf den Stuhl.

Sie sicherten den Gefangenen für die Überführung, und ich blieb, um ihn daran zu erinnern, wer von uns beiden die Kontrolle hatte und wer gefesselt wurde wie ein gefährliches Tier. Seine geröteten Wangen und die Abneigung, die er so deutlich ausdünstete, dass ich sie beinahe riechen konnte, sagten mir, dass er die Botschaft verstanden hatte. Erst als sie ihn nach draußen bugsiert hatten, ließ meine Wachsamkeit langsam nach.

Der winzige Raum wirkte ohne seine erdrückende Präsenz und bedrohliche Ausstrahlung urplötzlich wie eine Kathedrale. »Verflucht noch mal«, murmelte ich

leise.

Bee gab einen ungehaltenen Laut von sich. »Thomas Kane ist ein Mann, den man nicht unterschätzen darf. Er hätte Sie umbringen können.«

Meine Knie fühlten sich butterweich an, weswegen ich mich schwer gegen die Wand lehnen musste, um langsam auszuatmen. »Ich weiß.«

*

Ich nutzte die kurze Pause ebenfalls für einen Toilettenbesuch und ging dann auf direktem Weg zu den Snackautomaten. Bis ich meinen Abfall entsorgt hatte und in den Verhörraum zurückkehrte, saß Kane bereits wieder am Tisch, und die beiden Wachleute standen gelangweilt dreinblickend hinter ihm.

Mit verschränkten Armen beobachtete ich Kane durch den Einwegspiegel und ließ ihn absichtlich warten, um meine Dominanz unter Beweis zu stellen. Solche Spielchen spielte ich nicht gerne, aber das Machtgerangel zwischen uns fühlte sich an wie das Etikett eines billigen Hemds, das einen unangenehm kratzte.

Mit einem Summen öffnete sich eine Tür weiter den Gang hinunter, und das rhythmische Klackern harter Absätze auf dem Fliesenboden klang, als würde jemand auf mich zukommen. Ich drehte mich jedoch nicht um, hauptsächlich, weil ich bereits wusste, wer das war. Graycie klebte wie ein Kind mit Aussicht auf Süßigkeiten an mir, seit Kane um das Gespräch mit mir gebeten hatte. Noch vor meiner Ankunft im Gefängnis hatte ich drei Textnachrichten mit Emojis von ihm bekommen – und das von einem Mann, für den selbst ein Lächeln und ein Stirnrunzeln zu viel Muskelanstrengung bedeutete.

Graycie stellte sich neben mich, woraufhin ich mich ihm halb zuwandte. Er sah gut aus in seinem modischen, hellgrauen Anzug mit rosafarbener Krawatte. Sein zunehmend ergrauer Bart war sehr gepflegt, und er roch angenehm nach etwas Holzigen.

Ich hatte genauso taufrisch und wie aus dem Ei gepellt ausgesehen ... vor vier Stunden. Jetzt war der Stoff meines Anzugs zerknittert, ich hatte die Ärmel meines maßgeschneiderten Hemds nachlässig aufgekrepelt, und meine Krawatte saß schief. Meine Haare hatte ich mir schon unzählige Male gerauft, und die Bügelfalten in meinen Hosenbeinen waren nur noch eine verblässende Erinnerung.

Das schien Graycie allerdings egal zu sein. Er musterte mich so eingehend von oben bis unten, dass ich versucht war, in der Personalabteilung Meldung wegen

sexueller Belästigung zu erstatten. Dass ich ihn aus zusammengekniffenen Augen scharf anschaute, schien ihn eher zu amüsieren.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«, fragte ich säuerlich.

»Nein.« Er lächelte. »Wie läuft es denn da drin?«

»Blendend. Wir überlegen bereits, uns zusammen ein Haus zu kaufen.«

»Sie wussten vorher, dass der Mann eine harte Nuss ist.«

»Harte Nuss?« Ich schnaubte. »Nennen wir diesen Soziopathen neuerdings so?«

»Wissen Sie, wie lange ich schon mit diesem bestimmten Soziopathen sprechen will?« Graycie deutete mit einem Finger auf die Glasscheibe, hinter der Kane teilnahmslos in unsere Richtung schaute. »Das ist die Grundlage unserer Arbeit, Christiansen. Wir sprechen mit Menschen wie Kane, um zu verstehen, wie sie ticken. Dieses Wissen hilft uns, Informationen zu interpretieren und Daten zu erheben, um den nächsten Serienmörder zu finden und den danach auch.«

Damit rannte er bei mir offene Türen ein – ich hatte einen Großteil meiner beruflichen Laufbahn genau diesem Konzept gewidmet. Seufzend streckte ich mich, bis mein Nacken knackte, und ließ die Arme dann wieder sinken. »Ich weiß, dass wir mit der Annahme agieren, dass er seine Frau getötet hat, aber das leugnet er.«

»Glauben Sie ihm?«

»Im Moment weiß ich noch nicht, was ich glauben soll.«

»Was ist mit dem Nachahmer? Hat er Ihnen darüber etwas verraten?«

»Nicht wirklich.«

Graycie brummte unzufrieden. »Sie müssen sich noch ein paarmal mit ihm unterhalten.«

Mir entwich erneut ein Seufzen, weil ich bereits gewusst hatte, dass er das sagen würde. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass das ein Fehler ist, aber ja, das war der Plan.«

»Würden Sie mir eine Frage ehrlich beantworten?« Graycie neigte den Kopf ein wenig zur Seite. »Vermissen Sie es manchmal?«

»Dass ein Serienmörder meine Geduld aufs Äußerste strapaziert? Und mir dann damit droht, mir den Kopf abzureißen und als Gastgeschenk auf dem Tisch zu drapieren?«

»Das hier.« Er gestikuliert zwischen uns. »Beim FBI und mit Leuten zu arbeiten, die Ihre Fähigkeiten respektieren.«

»Als wir das letzte Mal miteinander zu tun hatten, haben Sie mich gefeuert und aus

dem Büro geworfen.«

Er verschränkte die Arme vor der Brust, und seine Kiefermuskeln spannten sich an. »So war das nicht, Christiansen. Und außerdem interagieren wir seit über einem Jahr sehr angenehm miteinander.«

»Interessante Betrachtung unserer Beziehung.«

»Ich habe Sie nicht gefeuert. Ich habe Ihnen Optionen dargelegt, und Sie haben Ihre Wahl getroffen.« Einen Moment lang schwieg er. »Wie läuft es mit der PTU?«

»Gut.«

»Und Ihr Detective? McNally? Ist da alles in Ordnung?«

Er wusste ganz genau, dass das nicht Dannys Nachname war. Wahrscheinlich wusste er auch sonst alles über Danny, angefangen bei seinen Lieblingscornflakes bis hin zur Marke seiner Unterwäsche. »Detective *McKenna* geht es gut. Warum die vielen Fragen?«

Graycie zuckte mit den Schultern. »Ich bleibe gerne auf dem Laufenden über meine Agenten.«

»Ich bin nicht mehr Ihr Agent, Graycie«, gab ich bissig zurück. »Bei der PTU läuft es gut. Bei Danny und mir läuft es gut, und alles andere geht Sie nichts an.«

»Kein Grund, gleich so schnippisch zu werden. Wenn Sie zufrieden mit dem sind, was Sie haben, freut mich das für Sie.« Er griff in die Tasche und zog ein Ledermäppchen heraus. Ich wusste genau, was das war und wem es gehörte. »Das heißt dann wohl, dass Sie hieran kein Interesse haben.«

Ich starrte die FBI-Marke stirnrunzelnd an. »Ich habe schon einen Job.«

»Das weiß ich. Aber ich habe beim FBI Einiges, was Ihren ... speziellen Touch gebrauchen könnte.«

»Keine Ahnung, was Sie damit meinen, aber es klingt ganz schön schmutzig«, erwiderte ich.

»Das FBI liegt Ihnen im Blut, Christiansen. Sagen Sie mir, dass ich mich irre.«

Im Verhörraum bemerkte einer der Wachleute etwas zu Kane, der etwas darauf erwiderte. Ihren Gesichtsausdrücken nach zu urteilen war der Wortwechsel nicht freundlich. Der Wachmann versetzte einem der Stuhlbeine einen Tritt, der Kane durchrüttelte. Die Hand des Wachmanns schwebte über dem Schlagstock, der an seinem Gürtel hing.

»Idioten«, murmelte ich. »Ich gehe da besser wieder rein, bevor sie ihn zu sauer machen.«

»Vergessen Sie das hier nicht.« Graycie hielt mir die Marke hin.

Ein bisschen fühlte ich mich wie Eva mit dem verbotenen Apfel, als ich das Mäppchen entgegennahm ... oder es versuchte. Graycie hielt es fest und bewegte die Hand so, dass unsere Finger sich berührten.

Ich hatte die Nase gestrichen voll von diesen Machtspielchen, egal ob mit ihm oder Kane. Mit zusammengebissenen Zähnen riss ich ihm die Marke aus der Hand und steckte sie in meine hintere Hosentasche. Sie war schwerer als meine Polizeimarke, die ich in der anderen Gesäßtasche trug – als würde eine Pobacke die andere betrügen.

»Das bedeutet noch kein Ja«, informierte ich Graycie.

»Auf diese Idee wäre ich nie gekommen.«

Sein gefährliches Grinsen beantwortete ich mit einem bösen Blick. »Und nur damit Sie es wissen: Normalerweise bietet man jemandem etwas zu trinken und zu essen an, bevor man ihn dazu bringt, seine Seele zu verkaufen.«

Graycies Lächeln wurde noch breiter. »Das behalte ich gerne fürs nächste Mal im Hinterkopf.«